

Die Kulturaufgabe der Stadt

Autor(en): **Koch, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **68 (1989)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kulturaufgabe der Stadt

Dr. Ursula Koch, Chemikerin, Stadträtin, ist Vorsteherin des Bauamtes II der Stadt Zürich. Sie hat dieses Amt in einem desolaten Zustand, kurz nach der Bluttat des Beamten Günther Tschann, übernommen. In ihren Aufgabenbereich fallen Stadtplanung, Zonenbewirtschaftung, Abwanderungsprobleme, aber auch die Umweltschutzsorgen einer dicht bebauten Stadt, die im Verkehr zu ersticken droht. In diesem Artikel fragt sie nach der Nutzungsdurchmischung und der Verdichtung in der Stadt. Es geht darum, den Gegensatz von Wohnen und Arbeiten auszugleichen. Es geht ihr aber auch um die Tyrannei des Machbarkeitswahnes.

Von Ursula Koch

Ein wesentliches Merkmal der Stadt ist die Dichte, die Dichte der Erfahrungen, des Erlebens, der Beziehungen, die Vielzahl von Menschen, die bauliche Dichte. Die Stadt ist Welt, Hoffnung, Versprechen auf Freiheit. Hierher kommt man, um sein Glück, seinen Aufstieg, seine Karriere zu machen. Hier kann man aber auch scheitern, obdachlos, arbeitslos, namenlos werden. Die Stadt ist hochgradig arbeitsteilig, vielschichtig, verflochten. Die Anonymität der Menschenmassen kann zu Vereinsamung führen, sie kann Selbstverwirklichung fördern.

Das Dorf war Provinz, Stagnation, Gemächlichkeit, Kontrolle, aber auch Überwachung, Missgunst und Bespitzelung. Ich schreibe «war», denn der Gegensatz Stadt/Dorf stimmt vielfach nicht mehr.

Die Stadt wucherte hinaus in die Landschaft. Der Traum vom Eigenheim, die sinkende Wohnqualität und die hohen Mietkosten führten zur Stadtfucht, vor allem von Familien. Agglomerationsgürtel entstanden. Freies Land wurde zersiedelt. Mit einfachen Kosten/Nutzen-Überlegungen hat man sich – bis 20 Autominuten von der Stadt entfernt – ein Stück Erholung und Grün vor der Haustür zu relativ günstigem Preis gemietet oder gekauft, fern vom Lärm, vom Gestank und vom

Getriebe der Stadt und doch noch teilnehmend an ihrer Attraktivität, an ihren Arbeitsplätzen, an ihren Chancen, an Einkaufsmöglichkeiten, Kulturangeboten. Mit den Folgen leben wir jetzt; die Frage ist: Wie?

Eine Stadt kommt unter die Räder

Wo die Städter der Stadt den Rücken kehren, ist die Stadt in Gefahr. 80 000 Einwohnerinnen und Einwohner hat Zürich bereits seit 1962 verloren, die Bevölkerung des Kantons Zug oder der Stadt Winterthur. Sie suchten – und dies zeigen alle Befragungen – Erholungsraum, den sie auf Stadtgebiet nicht mehr fanden.

Die Einwohnerschaft in der heutigen City hat von 25 920 im Jahre 1900 auf 17 685 im Jahre 1950 und schliesslich auf heute 5891 Personen abgenommen. Die Herausbildung der City zum Geschäfts- und Konsumzentrum zerstörte Wohnraum in der Innenstadt.

Lärmig, stickig, eng und sanitärisch katastrophal war die Lage in Zürichs Aussenquartieren. Die Hygienebewegung setzte eine Trennung von Wohnen und Arbeiten durch. Die Wohnqualität verbesserte sich, doch eine Zonierung, die Wohnen und Arbeiten trennte, wies einzelnen

Stadtteilen bestimmte Funktionen zu. Reine Wohnsiedlungen entstanden in den städtischen Aussenquartieren. Ein reines Industrie- und Gewerbegebiet wuchs in der Limmatebene. Dazu verdrängten die finanzstarken Nutzungen der Wirtschaft die schwächeren – das Klein-gewerbe und das Wohnen.

Die Folgen davon waren monofunktionale Stadtteile, ein Übergewicht der Arbeitsstadt Zürich über die Wohnstadt, eine der höchsten Arbeitsplatzdichten der Schweiz, eine Konzentration von 77 Prozent der Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor, eine Wirtschaftsmacht mit 41 der 130 grössten Schweizer Unternehmenszentralen auf Stadtgebiet. Die Entwicklung der Verkehrsmittel verfestigte noch die einseitig spezialisierte Nutzung der Stadtteile. Was in der Wachstumseuphorie ungehindert seinen Lauf nahm, ist Stadtzerstörung: die Verödung der Innenstadt nach Ladenschluss, der Rückzug der Menschen in Wohn- und Schlafstädte, an die 150 000 Pendler täglich, die in der Stadt ihren Arbeitsplatz aufsuchen. Statt Lebensfreude und Erlebnisreichtum Aufsplitterung und Emsigkeit.

70 Strassenkilometer der Stadt liegen – was den Lärm betrifft – bereits über dem Alarmwert von 70 Dezibel. An 55 Tagen im Jahr überschreiten die Stickoxidkonzentrationen den zulässigen Spitzenpegel von 80 Mikrogramm pro Kubikmeter. Das sind nur grobe Angaben, aber sie quantifizieren, in welchem Ausmass Toleranzschwellen bereits überschritten sind. Sie sagen nichts über die Preisgabe von Strassenzügen und Plätzen an den rollenden und ruhenden Verkehr, den Verlust von Orten der Begegnung, die verpassten Möglichkeiten, Neuigkeiten und Nachrichten auszutauschen, zu flanieren, zu schauen und sich zu

verwundern. Man denke nur an die nicht sehr zahlreichen historischen Plätze, die parkierenden Autos geopfert wurden. So kommt Urbanität – die Gemeinschaft der Städter – wörtlich unter die Räder.

Gesucht und verlangt wird eine Trendumkehr. Um die für die Stadt negative Entwicklung aufzuhalten, muss sowohl die Bevölkerungszahl wie auch die Zahl der Arbeitsplätze stabilisiert werden. Als Rezepte werden Nutzungsdurchmischung und Verdichtung genannt, zwei Schlagworte, die auf ihre Tauglichkeit für eine dicht bebaute Stadt untersucht werden sollen.

Wohnen – Arbeiten – Erholung

Mussten früher die Funktionen Wohnen und Arbeiten aus hygienischen Gründen getrennt werden, kann heute eine Durchmischung von Wohnen, Arbeiten und Erholung durchaus sinnvoll sein. Wenn unternutzte Industrie- und Gewerbe-zonen neuen Bestimmungen zugeführt werden sollen, ist sorgfältig zu prüfen, ob sich der Boden – anstelle einer neuen monofunktionalen Bestimmung – nicht für eine Kombination von sich sinnvoll ergänzenden Nutzungen wie Wohnen, Bürobauten, mässig störendes Gewerbe, Freizeiteinrichtungen, öffentliche Bedürfnisse usw. eignet. Zu realisieren ist ein so anspruchsvolles Vorhaben nur aufgrund kluger Planung. Das planerische Mittel dazu ist der Gestaltungsplan, allenfalls auch die Arealüberbauung.

Besonders sorgfältig sind die Erschliessungsfragen zu klären, damit nicht neue Verkehrsbeeinträchtigungen der umliegenden Quartiere entstehen. Gerade in einer dicht bebauten Stadt kann eine gut

aufeinander abgestimmte Nutzungsdurchmischung zu neuen urbanen Zentren mit hoher Qualität führen. Gleichzeitig wird auf diese Weise neues Land für den Wohnungsbau zur Verfügung gestellt, ohne dass die letzten, für die Erholung der Bevölkerung wichtigen Grünflächen überbaut werden müssen. Vorschläge für die Neuüberbauung im Naherholungsgebiet der Schwamendinger Probstei oder im Seebacher Staudenbühl stossen auf lebhaften Protest bei der Bevölkerung – einmütige Ablehnung herrscht quer durch alle Kreise.

Die anvisierten Ziele werden selbstverständlich nur dann erreicht, wenn auf entsprechendem Land ein erheblicher Wohnanteil verlangt wird. Eine Zielvorstellung wäre etwa, mit jedem neuen Arbeitsplatz – sollte sein Entstehen aus wirtschaftlichem Zwang unabwendbar sein – eine Wohnung zu erstellen. So liesse sich in gewissen Stadtteilen die Funktion Arbeiten durch die Funktion Wohnen ergänzen.

Dennoch ist das Rezept Nutzungsdurchmischung nicht immer und an allen Orten richtig. Nach wie vor gibt es in der Stadt Betriebe mit hohen Emissionen, die von Wohnzonen abgetrennt werden müssen. Die Planung soll nicht dazu führen, dass alle diese – für die Versorgung der Stadt wichtigen – Kleinindustrie- und Gewerbebetriebe in die Agglomeration verdrängt werden. Dies würde nur neue Verkehrsströme erzeugen, zum Schaden der Bevölkerung.

Dichte allein schafft noch keine Qualität

Die Stadt ist bereits heute dicht gebaut. Das ist eine ihrer grossen Qualitäten, die sie zu dem macht, was sie ist – eine Kulturleistung aus

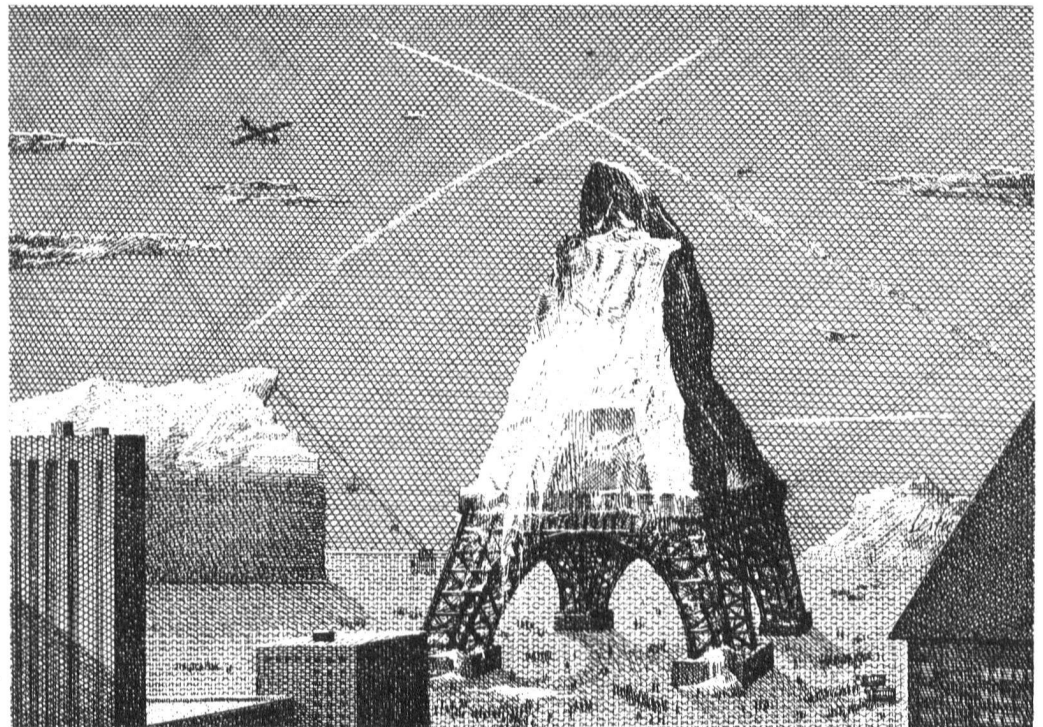
Gemeinschaftssinn im besten, ein utilitaristisch organisierter, lebloser Häuserhaufen im schlechtesten Sinn. Jeder bauliche Eingriff verändert die Binnenstruktur eines Strassenzuges, eines Quartiers, schafft neue Nachbarschaften, neue Beziehungen, neue Nutzungen, neue Verkehrsflüsse: neue Verhältnisse. Rund die Hälfte der Stadtzürcher Bauten stammt aus der Zeit nach 1950. Die Erfahrungen sind nicht eben gut, die Veränderungen dramatisch. Es wurde allzuoft rasch, schlecht, simpel, gedankenlos, ohne Rücksicht auf bestehende Strukturen gebaut. Gleichzeitig sind keine neuen, bedeutenden urbanen Zentren entstanden. Kreative Ideen zur Stadtentwicklung waren formuliert, wurden aber nicht umgesetzt.

Der städtische Boden ist begrenzt, der haushälterische Umgang mit Boden also notwendig. Nutzungen konkurrenzieren sich gegenseitig. In dieser Situation erscheint Verdichtung als das alles lösende Zauberwort. Generelle Aufzonungen von Wohnquartieren werden verlangt, die Öffnung der Industriezonen für

Dienstleistungen, die Überbauung von Grünflächen, eine Erhöhung des Ausnutzungsgrades, der in der Stadt mit durchschnittlich 90 Prozent bereits hoch ist. Eine rein quantitative Verdichtung, technisch berechnet und umgesetzt, kann die negativen Stadtentwicklungen nur fortsetzen. Es gibt ein Mass von Dichte jenseits des Tolerablen. Dies lässt sich auch an konkreten Beispielen verdeutlichen: Die Stadt Zürich hat die Siedlung an der Limmatstrasse vor einigen Jahren bewusst dicht gebaut, mit einem Ausnutzungsgrad von 180 Prozent. Heute lassen sich die untersten Wohnungen nur schwer vermieten. Wenn schon Verdichtung, dann fallweise und überlegt. Generelle Verdichtungsrezepte wie Erhöhung der Ausnutzung, Verringerung der Gebäude- und Grenzabstände, Erhöhung der Geschossezahlen usw. sind abzulehnen.

Die Verdichtungsmöglichkeiten im Kerngebiet der Stadt also sind bescheiden, und wo es sie – besonders in den Aussenquartieren – noch gibt, müssen sie sich an Qualität, an

einem Leitbild von Urbanität orientieren, an städtebaulich und architektonisch guten Lösungen. Verdichtung ist am Ort sorgfältig zu ermitteln, zu definieren und zu begrenzen. Die Stabilisierung der Wohnbevölkerung gegen weitere Wanderverluste und die Stabilisierung der Arbeitsplätze in der Begrenzung der Zunahme hat Priorität. Die Massnahmen sollten die gegenwärtige Boden- und Mietpreisexposition nicht weiter anheizen, das heisst, dass die finanzschwächeren Nutzungen, das Wohnen und die Quartiersversorgung durch das Kleingewerbe zu fördern sind. Die Stadt hat die dörfliche Enge überwunden. An der Tyrannei eines Machbarkeitswahns könnte sie leicht zugrundegehen. Denn mit genereller, unsorgfältiger und rücksichtsloser Verdichtung baut die Stadt gegen ihre Geschichte und gegen die Menschen, die sie bewohnen sollen. Die Kulturaufgabe der Stadt aber ist, gestalteter Ort zu sein und ihre gestalterische Funktion in den Dienst der Entfaltung ihrer Bürgerinnen und Bürger zu stellen.



*Martial Leizer:
Schweizer Landschaft IV
(vergl. Seite 11)*